

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

Dieses Buch ist der unveränderte Reprint einer älteren Ausgabe.

Erschienen bei FISCHER Digital

© 2018 S. Fischer Verlag GmbH,

Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main

Printed in Germany

ISBN 978-3-596-32012-7

Die Zeit des Nationalsozialismus

Eine Buchreihe

Begründet und bis 2011 herausgegeben von Walter H. Pehle

Fischer

Weitere Informationen finden Sie auf

www.fischerverlage.de.

Renata Yesner wächst als älteste Tochter einer wohlhabenden jüdischen Familie in Kaunas (Litauen) auf. Das farbenprächtige und abwechslungsreiche Stadtleben prägt sie genauso wie die ausgedehnten Sommerferien auf der ländlichen Datscha ihres Großvaters. In dieser wohlgeordneten Welt geschehen jedoch plötzlich unfassbare Dinge: Zunächst annektiert die Sowjetunion Litauen, und wenig später marschieren Hitlers Truppen ein. Renatas Vater wird von den Nationalsozialisten deportiert, und die restliche Familie muß ins Ghetto umziehen. Dort erlebt Renata zum ersten Mal den Hunger und das Sterben. Sie werden zu ständigen Begleitern ihrer Kindertage. Durch Glück und das Geschick ihrer Mutter entkommt Renata mehreren Selektionen unter Kindern und alten Menschen. Nur indem Renatas Mutter sie für älter ausgibt, als sie ist und Renata mit zur Zwangsarbeit nimmt, kann sie verhindern, von ihrer Tochter getrennt zu werden. Immer wieder schärft sie Renata ein, erwachsen zu wirken, denn sie ahnt früh, daß nur so eine Chance besteht, gemeinsam zu überleben. Auch als die Deutschen das Ghetto auflösen und die Bewohner ins Konzentrationslager Stutthof verbracht werden, gelingt es Renatas Mutter, ihre Tochter als arbeitsfähige Frau auszugeben und sie so erneut vor dem sicheren Tod zu bewahren. Nach einer kurzen Zeit in Stutthof werden beide in ein Außenlager verlegt, wo sie unter unmenschlichen Bedingungen härteste körperliche Arbeit leisten müssen. Ausgezehrt und völlig entkräftet wird der Hunger zu Renatas einziger Lebenswirklichkeit. Im strengen Winter sterben immer mehr Häftlinge an den Folgen der Kälte und der Unterernährung. Erst im Februar 1945 kommt für Renata und ihre Mutter die Rettung: Gerade noch rechtzeitig befreien Soldaten der Roten Armee die halbverhungerten Frauen.

Renata Yesner wurde wahrscheinlich 1932 in Kaunas (Litauen) geboren. Nach der Befreiung durch die Rote Armee brachte man Renata Yesner und ihre Mutter zur Genesung in einen polnischen Ort. Es dauerte Monate, bis sie wieder reisefähig waren. Schließlich erhielten sie die Ausreisepapiere nach Rhodesien, wohin die Geschwister ihrer Mutter bereits vor dem Krieg emigrieren konnten.

Renata Yesner besuchte dort ab 1947 ein dominikanisches Kloster einer deutschen Ordensgemeinschaft, um ihre bruchstückhafte Schulausbildung nachzuholen, und anschließend 1951 für ein Jahr ein College in Johannesburg. 1960 wurde Renata Yesner, inzwischen verheiratet und Mutter von drei Kindern, Lehrerin in dem Kloster, das sie selbst als Schülerin besucht hatte. Nebenher engagierte sie sich vor allem in der Kinderfürsorge und setzte sich für das Frauenwahlrecht ein. Durch einen Autounfall ihres Sohnes wurde die Familie zur Umsiedlung nach England gezwungen. Nachdem ihre Mutter 1972 den Druck der Vergangenheit nicht mehr aushielt und ihr Schweigen brach, begann auch Renata Yesner sich zu erinnern. Heute lebt Renata Yesner in Australien.

Lebensbilder

Jüdische Erinnerungen
und Zeugnisse

Herausgegeben von
Wolfgang Benz

Renata Yesner

Jeder Tag war Jom Kippur

Eine Kindheit im Ghetto
und KZ

Aus dem Englischen übersetzt
und mit einem Nachwort versehen
von Mona Körte

Fischer Taschenbuch Verlag

Die Zeit des Nationalsozialismus
Eine Buchreihe
Herausgegeben von Walter H. Pehle

4. – 5. Tausend: Januar 1996

Originalausgabe
Veröffentlicht im Fischer Taschenbuch Verlag GmbH,
Frankfurt am Main, Juli 1995

© 1995 Fischer Taschenbuch Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Alle Rechte vorbehalten

Redaktion: Tino Heeg

Gesamtherstellung: Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

ISBN 3-596-12770-X

Gedruckt auf chlor- und säurefreiem Papier

Inhalt

Laisves Alleya – Straße der Freiheit	9
Die sowjetische Invasion	26
Die deutsche Invasion	34
Ghetto	40
Von Stutthof ins Arbeitslager	99
Epilog	148
Nachwort von Mona Körte	150

Meiner Mutter Rachel.
Ihrem Mut danke ich mein Leben.

Laisves Alleya – Straße der Freiheit

Wir lebten in einer großen Wohnung, von der man auf einen gepflasterten Innenhof sehen konnte, den sich die Anwohner der zwei- und dreistöckigen Häuserreihen teilten. Die Gebäude zeigten die Architektur unterschiedlicher Epochen, und das am reichsten verzierte stand am Ende des Hofes; es war versehen mit einem großen steinernen Torbogen, durch den man auf die Straße gelangte. Dort, wo unser Gebäude plötzlich endete, stand eine große Mauer. In früheren Zeiten war der Bereich als Marstall für Kutschen und Tiere genutzt worden, heute befand sich dort ein ordentlich gepflegter Garten, in dem spanische Fliederbäume blühten und der mit farbenprächtigen, den Jahreszeiten entsprechenden Blumen bepflanzt war. Von unseren Küchenfenstern aus konnten wir auf den Hof sehen und durch den Torbogen hindurch das lebendige Treiben auf der Straße beobachten.

Wandte man sich auf dieser Straße nach rechts, ging man an einer Reihe ähnlicher Häuser entlang, kam an Straßenläden vorbei, in deren Auslagen sich Zeitungen und andere alltägliche Notwendigkeiten befanden, und konnte sich an der lebendigen Vielfalt von Laisves Alleya, der Hauptstraße von Kaunas, erfreuen. Kaunas galt als die zweitwichtigste, vielleicht sogar wichtigste Stadt Litauens. Auf den Gehsteigen wimmelte es von Menschen, die es eilig hatten oder die gemächlich bummelten und sich durch die verlockenden Schaufensterauslagen verführen ließen.

Diese große und zentrale Straße, auf der sich Pferde und Karren, Kutschen, Busse und gelegentlich Automobile, die gemächlich die Fahrbahn wechselten, voranschoben, besaß einen breiten Grünstreifen mit hohen Bäumen und Straßenlaternen in ihrer Mitte. Hier und da nahmen Spaziergänger, unter den Bäumen ausgestreckt, ihr Mittagessen ein oder ruhten nach einem anstrengenden Tag ihre müden Beine aus.

Die Menschen spazierten auf dieser Allee mit viel Muße. Großmütter schoben Kinderwagen, führten kleine Kinder und Hunde spazieren. Eine Dame ließ sich von ihrem, mit Bändern geschmückten, elegant gestutzten Spitz ziehen, der einen großen Bogen beschrieb, um einem schön frisierten Pudel die Zunge herauszustrecken. Ältere Menschen saßen auf Bänken und ließen das Leben an sich vorüberziehen; Söhne und Töchter aus gutem Hause spielten aufgeputzt und glücklich unter den wachsamen Augen ihrer Mütter. Der tägliche Spaziergang bot genug Gelegenheiten, die neueste Mode vorzuführen, die, zuerst beargwöhnt, ganz allmählich von der Allgemeinheit aufgenommen und nachgeahmt wurde.

Neben den häufig verkehrenden Bussen und den eher seltenen motorisierten Fahrzeugen (die mit großem Staunen zur Kenntnis genommen wurden), bestand der Verkehr hauptsächlich aus bunt verzierten und in ihrer Pracht miteinander wetteifernden Kutschen und Pferden, letztere teils mit Federbüschen, teils mit in Schwanz und Mähne geflochtenen Schleifen geschmückt. Die offenen Kutschen, die sie zogen, waren bei Regen oder Schnee von einem Verdeck geschützt; auf dem Kutschbock saß, die Zügel in den Händen und mit einem schwarzen Hut auf dem Kopf, der stolze Kutscher – der Taxifahrer der Vergangenheit. Da die Spur neben dem Gehweg den Bussen vorbehalten war, durften die Kutschen nur die innere Spur der Straße benutzen, auf der sie kurz anhielten, um Fahrgäste abzusetzen oder aufzunehmen.

Mein Vater, Sioma Geiman, arbeitete als Anwalt in einer untergeordneten Position bei einem renommierten Notar. Sobald er jedoch nach Hause kam und sich seiner Berufskleidung entledigt hatte, war er in seinem Element und widmete all seine Zeit seiner Familie. Ich bewunderte ihn sehr. Seine unauffälligen, hellbraunen Haare verschmolzen beinahe mit seinen Sommersprossen, die im Sommer besonders deutlich hervorkamen. Buschige Augenbrauen, die ausahen wie die gestreckten Flügel eines Adlers, umrahmten seine sanften, haselnußbraunen Augen, die liebevoll über einer breiten Nase und einem großzügigen, vollen Mund hervorlugten.

Abends las mir mein Vater manchmal vor dem Schlafengehen aus Grimms Märchen und anderen unheimlichen Geschichten vor oder spielte auf der Balalaika und sang russische Wiegenlieder dazu.

Eines dieser Lieder von Lermontow hatte für mich einen beinahe furchterregenden Charakter; der Text begann mit »Schlaf, mein liebster Junge«, doch der liebe Junge endete als Kosake, als Pirat des Flusses Don, der sich, nach Art von Robin Hood, gegen die Mächtigen zur Wehr setzte. Der eigentümliche Tonfall dieses Liedes sowie die sanfte, tiefe Stimme meines Vaters lösten bei mir einen angenehmen Schauer aus und lullten mich so in den Schlaf.

Das Schaufensterbummeln mit meinem Vater war ein ganz besonderes Ereignis. Im Winter waren die Auslagen bereits am frühen Nachmittag erleuchtet, und durch die Fenster die dahinterliegenden Wunder zu betrachten, war mein schönster Zeitvertreib. Ich liebte es, die eleganten Schaufensterpuppen mit ihren wohlgekleideten kleinen Mädchen und Jungen zu bewundern, die so echt aussahen, als seien sie im Begriff, aus der Auslage zu steigen. Obwohl ich immer modisch gekleidet war, sehnte ich mich nach dem Stil dieser unbeweglichen Kinder, die Matrosenanzüge und wollene Mäntel mit schönen kleinen Pelzkragen trugen.

Süßigkeiten und Pralinen, bestechend im Glanz ihrer verschiedenen Verpackungen, ließen mir das Wasser im Mund zusammenlaufen. Im Dezember saß der Nikolaus in einem Fenster (Vater sagte, es sei nur ein Automat, aber ich glaubte ihm nicht, da er beängstigend echt aussah) und holte in regelmäßigen Abständen eine Schachtel Pralinen aus einem Sack voller Süßigkeiten. »Papa, warum nimmt er immer die gleiche Schachtel aus dem Sack?«

»Siehst du nicht die Schnur, die an seiner Hand befestigt ist? Er ist so programmiert«, erklärte Vater geduldig, jedesmal wenn ich ihn fragte.

Was mich noch mehr faszinierte, waren die Zuckerhäuschen, die mich an Hänsel und Gretel erinnerten. Ganze Städte, gebaut aus Ingwerbrot, Marzipan und Eiskonfekt, und die Häuser hatten Schornsteine aus Schokolade und anderen Süßigkeiten, die ich gerne abgebrochen hätte, um die verschiedenen Geschmäcker zu probieren. Es gab dort wunderschöne, aus Papier gemachte Blumen, Körbe, Engel und Weihnachtsmänner – und alle verführerisch in den Schaufenstern ausgestellt. Sie hatten eine klebende Rückseite wie Briefmarken, und die Kinder benutzten sie, um ihre Schulbücher zu verzieren.

In einem anderen Fenster sah man lange Reihen von Puppen mit Windeln und Schnullern, aber auch sonst alle Arten von Puppen, verschieden gekleidet, mit schwarzen, blonden oder roten, lockigen oder glatten Haaren. Einige hatten wunderschöne lange Wimpern und Augen, die sich schlossen, wenn man sie hinlegte. »Papa, glaubst du nicht, daß ich jetzt groß genug bin für eine Puppe, die ihre Augen schließen kann?« Voriges Jahr hatte ich eine solche Puppe bekommen, hatte ihr jedoch die Augen ausgestochen und sollte zur Strafe nur noch Puppen mit aufgemalten Augen bekommen, bis ich älter und verantwortungsvoller wäre. »Ich wollte doch nur sehen, wodurch sich die Augen schließen«, hatte ich zu meiner Entschuldigung vorgebracht, aber die blinde Marlena lag nun unbeachtet und ungeliebt zuunterst in meiner Spielkiste.

Eines Tages nahm er mich wirklich mit zum Einkaufen, denn er benötigte Blumen für Mutters Geburtstag. Das Geschäft wirkte wie ein Garten voller Blumentöpfe, die mit farblich jeweils passendem Krepppapier verziert waren. Es gab dort so viele Blumen, daß ich mich nur schwer entscheiden konnte. Die langstieligen Blumen wirkten erhaben und traurig. Die kurzgewachsenen Blumen zwinkerten einladend mit den kleinen Wimpern, aber am meisten beeindruckten mich die länglichen, gesprenkelten Blumen, ähnlich dicken Nadelkissen, die so aussahen, als ob sie bei dem kleinsten Pikser wie Luftballons zerplatzen würden.

Wenn mein Vater zu Hause war, gingen wir an Winternachmittagen in den Park, um Schlitten zu fahren oder Schneemänner zu bauen. Einmal nahm er mich mit auf eine Schlittschuhbahn. Er glitt über das Eis und schob mich wie ein Baby in einem großen Schlittenstuhl vor sich her. Um uns herum gab es verschiedene Ausführungen dieser Schlittenstühle, an die sich die Kinder klammerten, die das Schlittschuhlaufen lernten. »Nächstes Jahr werde ich dir Schlittschuhe kaufen und es dir beibringen«, versprach er mir.

Vater hatte große Geduld und beantwortete alle meine Fragen. Er erklärte, warum etwas so und nicht anders geschah und nannte mir Gründe für Verbote und Tabus. Er war mein bester und liebster Lehrer und ich seine wißbegierige Schülerin. Meine Mutter war anders. Morgens, wenn es noch dunkel war, zog mich das Kindermädchen für den Kindergarten an. Ich bewunderte und liebte meine

Mutter, obwohl ihre Anmut und Eleganz mir oft das Gefühl gaben, ein kümmerlicher kleiner Vogel zu sein, auf den sie sich stürzen konnte. Sobald sie ärgerlich war, legte sie ihre Stirn bedrohlich in Falten.

Rachel Geiman war schön. Sie hatte weiße Haut und pechschwarze Haare, ihre Locken betonten eine große und intelligente Stirn. Strenge Augenbrauen, die gefährlich nahe aneinanderrückten, wenn sie wütend war, wurden geschieden durch eine schmale, gebogene Nase, die sich in den feingezeichneten Nasenflügeln verlor. Hohe Wangenknochen liefen auf ein markantes Kinn zu. Ihr Mund war energisch, und wenn sie lachte, was zu selten geschah, leuchtete ihr ganzes Gesicht. Ihr hervorstechendstes Merkmal waren die großen, katzenhaften, schrägstehenden und blaß-grünen Augen, denen nichts entging. Ein Puma, den ich später einmal im Zoo sah, erinnerte mich an meine Mutter.

Mutter verkörperte für mich Anstand, Benehmen, Gerechtigkeit und Leistungsfähigkeit. Sie war anmutig und hatte einen erlesenen Geschmack. Ihr Auftreten forderte entschieden Respekt und Gehorsam, ihre Gefühlsäußerungen waren nie spontan, und ein Kuß war eine langersehnte und von mir sehr geschätzte Belohnung. Ich jammerte, wenn sie beim Bürsten zu fest an meinem Haar zog, um es mit großen Schleifen über meinem Kopf zusammenzubinden. Sie war nicht wie Ella, mein Kindermädchen, das uns kürzlich verlassen hatte. Ich mochte die liebenswürdige Ella und wünschte sie mir zurück.

»Dein Vater wird dich heute in den Kindergarten bringen, deshalb mußt du dich beim Frühstück beeilen. Morgen wird ein nettes junges Mädchen namens Onute zu uns kommen, und du wirst dann nicht mehr so früh aufstehen müssen.«

Meine Mutter war eine erfolgreiche Geschäftsfrau, was zu dieser Zeit sehr ungewöhnlich war; sie hatte einen großen Kundenkreis, bestehend aus Theaterleuten, in erster Linie aus Sängern des Opernhauses in Kaunas. Sie war eine namhafte und versierte Corsetière, die Miederwaren entwarf, zuschnitt und sie den Kundinnen anpaßte. Selbstverständlich nähte sie nicht selbst; für die niedrigen Arbeiten beschäftigte sie Näherinnen, während sie selbst die temperamentvollen Operndiven umsorgte und verhätschelte. Die dafür

geeigneten Zimmer waren von unseren Wohnräumen getrennt. In einem der Räume arbeitete Mutter, entwarf die Muster und nahm die Maße der Kundinnen, die ihre bevorzugten Gewebe anhand großer Stoffballen aus Seide, pfirsichfarbenem Satin und feiner Spitze auswählten. In dem anderen Raum arbeitete sich eine sehr versierte Näherin die Finger wund, immer mit großer Sorgfalt darauf bedacht, die Markierungen der Abnäher, die die Mutter in die zugeschnittene Unterwäsche gefügt hatte, einzuhalten, denn diese Nähte würden den großen Busen der drallen Sopranistinnen halten.

Mutter war immer beschäftigt, so daß wir stets ein Kindermädchen benötigten, das nach mir sah. Heute würden wir solche Mädchen Au-pair-Mädchen nennen. Im überwiegend ländlichen Litauen konnte ein Bauernmädchen, das in der Stadt leben wollte, um eine bessere Ausbildung zu bekommen, bei einer gutsituierten Familie unterkommen, die dann anstelle der leiblichen Familie trat. Ihre Gegenleistung bestand darin, Fürsorge für die Kinder des Hauses zu tragen. Soweit ich mich erinnern kann, teilte immer eine junge Frau das Zimmer mit mir.

Die Kindheitserinnerungen an meine Mutter handeln vom täglichen, sorgfältigen Ankleiden, um mit ihr eines der Kaffeehäuser rund um die feinste Straße von Kaunas aufzusuchen, wo wir Mutters Freunde und deren Kinder trafen. Ich hatte es, vor den Erwachsenen meinen Knicks zu machen, und es war eine schwere Prüfung für ein zappeliges Mädchen, wie ich es war, stillzusitzen, während Mutter und ihre Freunde zu den Klängen der venezianischen Walzer eines Kammerorchesters endlos schwatzten. Die einzige Entschädigung erfolgte in Form eines leckeren, cremigen Rosinenbrötchens, das, obwohl es vorsichtig und damenhaft gegessen werden mußte, nichts von seiner Anziehungskraft verlor. Viel lieber hätte ich es allerdings hinuntergeschlungen.

Die Besuche bei der Schneiderin waren weitere Anlässe, die ich fürchtete, obwohl ich den Weg zu ihrem Haus liebte, den wir mit der Seilbahn zurücklegten. Den Hang hinaufzugleiten, sich dabei wie ein freifliegender Vogel zu fühlen und zu beobachten, wie die Stadt um so kleiner wurde, je höher wir kamen – das war viel schöner als eine Fahrt im Karussell. Ich hoffte, daß wir unser Ziel nie erreichen würden, denn ich hatte die Prozedur des Stillhaltens vor dem

Spiegel, während Mutter und die Schneiderin darüber berieten, in welchen Teil meines Körpers sie mir als nächstes Nadeln stechen würden. An den Vorhängen der Schneiderin hing ein großer »Schmetterling«, dem sie die gefürchteten Stecknadeln entnahm. Ich glaubte fest, daß es sich bei dem Nadelkissen um einen echten Schmetterling handelte, der von der schrecklichen Schneiderin gequält würde. Ich versuchte, ganz still zu stehen, um nicht gestochen zu werden. Ich konnte nie begreifen, wie diese häßlichen Lumpen, die sie bei der Anprobe an mir befestigte, einmal schöne, leichte Kleider oder warme Wintermäntel werden sollten, in denen ich später mit meinem Vater auf der Laisves Alleya herumstolzieren würde.

Freitagabends liebte ich meine Mutter am meisten. Dann gab es immer ein speziell zubereitetes Abendessen, entweder zu Hause oder bei den Großeltern, bei dem ich anwesend sein durfte – das war etwas Besonderes, da ich sonst früher aß und zu Bett gebracht wurde, bevor meine Eltern zu Tisch gingen. Mutter und Großmutter zündeten die Kerzen an, bedeckten ihre Köpfe mit Tüchern oder Schals und sprachen ein Gebet, das ich nicht verstand, aber Mutters Gesicht – beschienen von dem weichen Licht der Kerzen – war dabei ruhig und schön. Mutter und Großmutter weihten mich in die Bedeutung des Rituals ein und sagten mir: »Wir entzünden die Kerzen, um den Tag, an dem Gott ruhte, willkommen zu heißen. Wenn du größer bist, werden wir dir beibringen, das Gebet zu sprechen und die Kerzen anzuzünden.«

Meine Großmutter, Queenie Eronovski, war eine strenge Frau und wirkte nicht so feinfühlig wie ihr Mann Moses. Sie nahm kein Blatt vor den Mund und war intolerant. Mich nahm sie davon aus, obwohl sie auch bei mir nie für einen Spaß zu haben war. Sie hatte ihr Leben lang hart gearbeitet und fünf Kinder großgezogen, von denen ihr schließlich nur noch Rachel zur Seite stand; alle anderen waren im Laufe der Zeit nach Afrika ausgewandert. Zuerst hatte ihr ältester Sohn Aron – er war damals noch nicht einmal erwachsen – die Stadt verlassen. Er heiratete in Afrika und baute sich eine vielversprechende Existenz auf, so daß die anderen ihm folgten. Nun, da Großmutter an ihrem Lebensabend angekommen war, wollten ihre Kinder sie zu sich holen. Es wurden Pläne geschmiedet, um uns allen die Auswanderung zu ermöglichen. In der Zwischenzeit mußte sich